

## Studientag 6: Kinder in der Sterbe- und Trauerbegleitung, Spiritualität, eigene Vorstellungen von Gott, Tod und dem ewigen Leben

---

### 6.3.b Infauste Diagnose

Sich mit der Diagnose Krebs auseinandersetzen zu müssen und plötzlich unheilbar krank zu sein, ist schlimm und wird vollends zur Katastrophe, wenn man alleinerziehend für kleine Kinder zu sorgen hat. Dieses Fallbeispiel gibt einige Hinweise für den Umgang mit betroffenen Kindern.

„Da können wir leider nichts mehr machen!“ Dieser Satz gellte in meinen Ohren, schien mich von allen Seiten anzuspringen, bohrte sich in meinen Kopf. „Nein, operieren können wir nicht mehr, dazu ist es zu spät. Die Metastasierung ist zu weit fortgeschritten.“

Der Arzt redete und redete. Seine Worte rauschten an mir vorbei wie ein Wasserfall. Ich hörte immer nur: „Nichts mehr zu machen!“ Es war, als ob sich ein Abgrund vor mir aufgetan hätte. Ich fiel und fiel, und niemand fing mich auf. „Nichts mehr zu machen!“ Wirre Gedanken schossen mir durch den Kopf, während mir heiß wurde, mein Herz raste und es mir zugleich eiskalt den Rücken hinunterlief. Darmkrebs und Metastasen überall! Und ich bin doch erst 38 und habe zwei Kinder zu versorgen. Bastian ist neun, und Laura ist gerade erst in die Schule gekommen. Das geht doch einfach nicht, das kann nicht wahr sein! Das ist so ungerecht!! Die beiden müssen schon ohne Vater aufwachsen, weil er bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist, als Laura gerade ein Jahr alt war. Die Kinder haben doch nur noch mich!“

„Es tut mir leid, dass ich nichts mehr für sie tun kann,“ hörte ich mitten in meine Gedanken hinein den Arzt sagen. Er war bereits aufgestanden und Richtung Tür gegangen. „Oder haben sie noch Fragen?“ Natürlich hatte ich die, sogar noch jede Menge, aber mir war die Kehle so zugeschnürt, dass ich kein Wort herausbrachte. Als der Arzt dann mit einem flüchtigen „Guten Tag“ den Raum verließ, hätte ich ihm am liebsten hinterher gebrüllt: „Du Lügner, nichts ist gut an diesem Tag, und das weißt du genau, du Feigling!“ Er wollte es einfach nur hinter sich bringen, aber ich musste damit leben. Tränen der Verzweiflung und der Wut liefen mir über das Gesicht. Wie soll es jetzt weitergehen? Am liebsten hätte ich mich in mein Auto gesetzt und wäre mit Vollgas gegen den nächsten Baum gerast, aber da siegte mein letztes bisschen Vernunft. „Lass das Auto stehen; und lauf die zwei Kilometer zu Fuß,“ sagte ich mir. „Bis die Kinder aus der Schule zurück sind, musst du dich wieder einigermaßen gefangen haben. Sie dürfen dich nicht so verzweifelt sehen!“

Zuhause angekommen, hätte ich mich am liebsten in mein Bett verkrochen, aber in einer halben Stunde sollte das Essen auf dem Tisch stehen. Ich weiß nicht mehr, wie ich den Nachmittag rumgekriegt habe. Irgendwie nahm ich alles nur wie durch eine Nebelwand wahr und tat rein mechanisch alle notwendigen Dinge.

„Mami, was ist los? Du bist heute so komisch. Haben Basti und ich was Schlimmes gemacht?“ fragte Laura mich am Abend, als ich sie zeitig ins Bett schickte. „Nein, bestimmt nicht“ antwortete ich schnell und versuchte, ein strahlendes Lächeln aufzusetzen. Doch Laura sagte skeptisch: „Mami, du lachst, aber du bist gar nicht fröhlich. Deine Augen lachen nicht mit!“ „Ertappt“ schoss es mir durch den Kopf, und wieder saß ein dicker Kloß in meinem Hals, so dass ich kaum sprechen konnte. Ich nahm Laura in den Arm und murmelte: „Ich habe einfach nur ganz schlimme Kopfschmerzen. Schlaf jetzt schön, dann ist morgen bestimmt wieder alles gut.“ Doch ich wusste genau, dass nichts mehr so sein wird wie vorher, und ich fürchte, Laura hat das auch gespürt.

Sonst habe ich die Abende mit meinen Kindern genossen, wir haben erzählt oder vorgelesen, gespielt oder gemeinsam ferngesehen, aber heute war ich froh, als beide im Bett waren.

Kaum dass ich die Wohnzimmertür hinter mir geschlossen hatte, brach meine mühsam aufrecht erhaltene Fassade wie ein Kartenhaus zusammen. Ich warf mich auf die Couch und weinte hemmungslos. „Warum muss mir das passieren? Warum gerade ich? Warum?“ hämmerte es in meinem Kopf. „Was habe ich denn getan? Ich bin doch auch nicht schlechter als andere! Und vor allem: Was soll jetzt werden? Ich muss doch funktionieren, für die Kinder da sein. Sie brauchen mich doch noch so dringend.“

Plötzlich klingelte es an der Haustür. Im selben Augenblick war mir klar, was ich völlig vergessen hatte: meine Freunde, Christine und Lukas, wollten heute mit mir zusammen einen Film anschauen und einen gemütlichen Abend verbringen – und mir war so überhaupt nicht danach. Am liebsten hätte ich ihnen gar nicht aufgemacht, aber dann wischte ich mir hastig die Tränen ab und ging an die Tür. Vielleicht

## Studientag 6: Kinder in der Sterbe- und Trauerbegleitung, Spiritualität, eigene Vorstellungen von Gott, Tod und dem ewigen Leben

---

war es sogar gut, endlich mit jemandem über alles reden zu können. Christine war meine liebste Freundin schon seit unserer Schulzeit, und mit ihrem Mann Lukas verstand ich mich auch bestens. Er war, bis er eine eigene Praxis eröffnet hatte, Arzt an der Klinik, in der ich heute Morgen die vernichtende Diagnose erhalten hatte, und konnte mir vielleicht den einen oder anderen Rat geben.

„Typisch Kollege Meyer,“ sagte Lukas, als ich von dem Gespräch mit dem Arzt erzählte. „Er ist ein guter Chirurg, aber mit Menschen kann er nicht umgehen. Er will Leben erhalten um jeden Preis und sieht es als persönliche Niederlage, wenn er nichts mehr machen kann. Nur zugeben, dass es auch für seine ärztlich Kunst Grenzen gibt, das kann er nicht. Tut mir wirklich leid, dass du gerade an ihn geraten bist. Aber nun erzähl doch mal! Was hat er genau gesagt?“ wollte Christine wissen. Da musste ich zugeben, dass ich eigentlich gar nichts wusste. Bei dem Satz „Da können wir leider nichts mehr machen“ hatte mich so sehr die nackte Angst gepackt, dass ich nichts mehr begriffen hatte von allem, was der Arzt dann noch gesagt hat. „Soll ich morgen mit dem Kollegen reden und mir die Befunde zeigen lassen? Dann kann ich mir selbst ein Bild machen und Dir später in Ruhe alles erklären,“ schlug Lukas vor. Ich nickte dankbar. Es tat einfach gut, so mitfühlende Freunde zu haben und nicht mehr mit allem allein dazustehen.

„Aber wie wird es weitergehen? Noch geht es mir ja ziemlich gut, und wenn die Schmerzen im Bauch stärker werden, nehme ich eben Tabletten. Aber was, wenn das nicht mehr reicht? Wenn ich meine Arbeit nicht mehr schaffe und nicht mehr für meine Kinder sorgen kann?“ fragte ich mit erstickter Stimme. „Und wenn ich sterben muss – wo sollen die beiden dann hin?“ Ratlos und verzweifelt schaute ich Christine und Lukas an, während mir die Tränen über das Gesicht liefen. „Nun warte doch erst einmal ab, was Lukas morgen erfährt. Vielleicht ist es doch nicht ganz so aussichtslos.“ meinte Christine und nahm mich liebevoll in den Arm.

„Ich möchte, dass Bastian und Laura so lange, wie möglich, unbeschwert und glücklich sind,“ sagte ich nachdenklich. „Sie sollen nicht wissen, dass ich so krank bin.“ Jetzt mischte sich Christine ein. „Meinst du wirklich, dass das gut ist?“ fragte sie leise. Die beiden spüren doch, dass etwas nicht stimmt. Und für sie ist es viel schwieriger, damit umzugehen, wenn sich ihr Gefühl und das, was Ihnen gesagt wird, widersprechen. Sie brauchen deine Ehrlichkeit. Wem sollen sie sonst vertrauen in dieser schwierigen Situation?“ „Ja, aber ich kann ihnen doch nicht sagen, dass ich bald sterben muss!“ begehrte ich auf. „Ich habe ja selbst schon panische Angst. Wie sollen die Kinder denn damit fertig werden?“ „Vorerst brauchst du ihnen nur zu sagen, dass du krank bist und deshalb auch manchmal traurig und dass du nicht mehr so viel Kraft hast wie sonst. Sag ehrlich, dass du auch noch nicht weißt, wie es weitergeht, aber dass ihr bestimmt gemeinsam einen guten Weg finden werdet. Und noch etwas,“ ergänzte Christine, „das weiß ich aus meiner Praxis als Kindertherapeutin: Die meisten Kinder fühlen sich schuldig, wenn ihre Eltern erkranken: Sag beiden ganz deutlich, dass sie nicht schuld sind, sondern dass so etwas manchmal einfach passiert.“ Ich nickte, denn ich musste dabei an Lauras Frage von heute Abend denken: „Haben Basti und ich was Schlimmes gemacht?“

Nachdem wir eine Weile geschwiegen hatten, fuhr Christine fort: „Ich versteh dich ja, du willst deine Kinder schützen und vor allem Leid bewahren, gerade weil du dich gut daran erinnerst, wie schwierig es für Bastian war, als sein Vater starb. Und dass Laura damals keine Nacht mehr durchgeschlafen und immer nach dir gerufen hat, hing natürlich auch mit Peters Tod zusammen. Jetzt sind beide älter und verstehen schon mehr, und du kannst sicher sein: Deine Kinder werden sich bald Gedanken machen. Und alles, was du ihnen verschweigst, oder wo du sie ohne Antworten lässt, werden sie mit ihrer Fantasie ausfüllen, und die ist meistens viel grausamer als die Wirklichkeit. Einer meiner Dozenten im Studium hat immer gesagt: „Traut den Kindern ganz viel zu, und sagt ihnen die Wahrheit, aber schlägt sie ihnen nicht wie einen nassen Lappen um die Ohren, sondern legt sie ihnen wie einen warmen Mantel um.“ „Wunderbar,“ antwortete ich sarkastisch, „ein toller warmer Mantel, wenn ich den Kindern sagen muss, ich habe Krebs und bin bald tot.“ „Entschuldige,“ lenkte Christine ein, „du hast ja Recht.“ Aber was ich damit sagen wollte, ist, bleib ehrlich, sag ruhig, wenn du manches auch nicht weißt, aber die beiden müssen die Gewissheit haben, dass sie dich alles fragen können und du sie nie anlügst. Kinder können oft mit einer Situation viel besser umgehen als wir Erwachsene, besonders wenn sie klar ist.“ „Ja, aber es ist doch noch gar nichts klar,“ wandte ich ein. „Ich habe keine Ahnung wie es weitergeht. Gibt es überhaupt noch Hoffnung auf Heilung, eine Therapie, die den Krebs besiegt oder wenigstens zum Stillstand bringt?“

Das wissen wir morgen besser, wenn ich mit Meyer gesprochen habe,“ sagte Lukas und fügte dann hinzu: „Wir lassen dich jedenfalls nicht allein und helfen dir, wo wir können. Natürlich kümmern wir uns auch um Bastian und Laura.“ Christine nickte bestätigend dazu. „Klar,“ sagt sie, „wozu hat man denn sonst Freunde.“

Wir redeten noch lange miteinander, Christine bot an, über Nacht bei mir zu bleiben, falls ich nicht allein

## Studientag 6: Kinder in der Sterbe- und Trauerbegleitung, Spiritualität, eigene Vorstellungen von Gott, Tod und dem ewigen Leben

---

sein wollte und Lukas wollte mir ein Medikament geben, damit ich schlafen konnte, aber ich lehnte beides dankend ab. „In Ordnung“, meinte Lukas, „dann holen Christine und ich wenigstens noch dein Auto, damit du morgen nicht bis zur Klinik laufen musst.“

Ich war froh, als es endlich dämmerte, und der neue Morgen begann, denn ich hatte in der Nacht stundenlang wach gelegen oder war immer wieder aus den schlimmsten Albträumen hochgeschreckt. Einmal war ich schon im Zug, und die Kinder standen noch draußen. Sie schrien und winkten, aber der Zug fuhr einfach ab, während Bastian und Laura verzweifelt zurückblieben. Dann wieder standen lauter fremde Leute um mich herum und alle brüllten: „Da ist nichts mehr zu machen!“ Ein anderes Mal war ich auf einer Beerdigung, und als ich an das Grab herantrat, stürzte ich hinein und fiel ins Bodenlose, bis ich Schweiß gebadet aufwachte. An Schlaf war jetzt überhaupt nicht mehr zu denken. Ich wälzte mich von einer Seite auf die andere, zermarterte mir den Kopf und malte mir die schrecklichsten Bilder aus. Es war grauenvoll.

Gegen 11.00 Uhr rief Lukas endlich an. Er habe mit Dr. Meyer geredet, auch alle Berichte eingesehen und noch einen weiteren Kollegen aus der Onkologie hinzugezogen. Er sehe schon noch einige Therapiemöglichkeiten. Heute Abend werden Christine und er vorbeikommen, um alles mit mir zu besprechen.

Lukas gab sich wirklich alle Mühe, mir so schonend wie möglich beizubringen, dass meine Überlebenschance zwar gering sei, es aber eine neue Art von Chemotherapie gäbe, die erfolgreich sein könne. „Das musst du unbedingt machen,“ redet auch Christine mir zu. „Zumindest gewinnt ihr Zeit. Und du hast es ja eben von Lukas gehört: diese Therapie hat nicht so schlimme Nebenwirkungen, so dass dir nicht immerzu übel ist, sondern ihr normal weiterleben könnt.“

„Du solltest dich auch mit alternativen Methoden beschäftigen“, ergänzte Lukas. „So genau kenne ich mich damit nicht aus, aber es gibt eine psychologische Therapie, in der man durch Visualisierung den Krebs beeinflussen kann. Mein Kollege Hausen ist Psychoonkologe und gern bereit, mit dir darüber zu sprechen. „Versuchen kann ich es ja“, meinte ich zögernd. „Aber was ist, wenn alles nicht hilft?“ Christine nahm mich fest in den Arm und sagte: „Dann müssen wir gemeinsam weiter überlegen, aber frag nicht nach dem siebten Schritt, bevor du den ersten gemacht hast!“

Nachdem Lukas mir noch geduldig eine Menge Fragen beantwortet hatte, war es entschieden: Lukas wird morgen bei beiden Kollegen einen Termin für mich ausmachen, damit ich mit den Therapien so schnell wie möglich beginnen kann.

Wie redeten dann noch lange darüber, was ich den Kindern sagen soll und wie sie möglicherweise darauf reagieren.

Nach einer Weile sagte Christine zögernd. Ich weiß nicht, was du davon hältst, und versteh mich bitte nicht falsch, aber ich habe neulich im Fernsehen einen Bericht über Uganda gesehen. Da schreiben aidskranke Mütter für ihre Kinder Erinnerungsbücher, so genannte Memory-Books. Sie erzählen von gemeinsamen Erlebnissen, als die Kinder noch klein waren, oder berichten wie sie selbst als Kinder gelebt haben, und schreiben alles auf, was sie ihren Kindern gern für ihr Leben mitgeben möchten an Wünschen und Ratschlägen. Manche machen das gemeinsam mit ihren Kindern, überlegen, welche Fotos sie in das Buch kleben und an welche Ereignisse sie sich auch später gern erinnern wollen. So lernen alle miteinander, Abschied zu nehmen. Und für die Kinder ist es ein toller Schatz – egal ob sie ihn sich noch viele Jahre lang gemeinsam mit ihrer Mutter anschauen können oder ob es eine liebe Erinnerung ist. Vielleicht,“ sagte Christine und schaute mich dabei fragend an. „Vielleicht wäre das ja auch etwas für euch. Du erzählst doch so gern Geschichten. Bitte, versteh mich nicht falsch,“ fuhr sie fort, als ich nicht gleich antwortete, „ich hoffe natürlich, dass du noch lange lebst, aber.“

Ja, und jetzt sitze ich hier und überlege, was ich in dem Erinnerungsbuch alles festhalten möchte. Ob ich morgen wohl den Mut aufbringe, mit Bastian und Laura darüber zu reden?